

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Reisebilder und Skizzen aus Indien und dem letzten indischen Kriege 1857 - 1859**

**Lind af Hageby, Axel**

**Leipzig, 1861**

Siebzehntes Capitel

[urn:nbn:de:bsz:31-260665](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260665)

## Siebzehntes Capitel.

Der Marsch nach Luthnau. — Die Festung Dschellalabad. — Ein heißer Ritt. — Luthnau. — Aus meinem Tagebuche über die Belagerung von Luthnau. — Einnahme von Dil-Abuscha. — Die Paläste von Luthnau. — General Sir James Outram geht über den Gümli. — Gute That eines Hindu. — Die Breche in der Martinière. — Sir William Peel wird verwundet. — Der Sturm auf die Martinière. — Ein zurückgeschlagener Ausfall. — Die erste Befestigungslinie des Feindes wird gestürmt und genommen. — Tapferkeit der Sipohs.

Am Abend des 3. März erhielten wir den Befehl, von Buntthárah aufzubrechen und unmittelbar nach Luthnau zu marschiren, wohin Sir Colin Campbell schon vor einigen Tagen mit einer Abtheilung vorausgegangen war. — Nachdem wir einige englische Meilen zurückgelegt hatten, entdeckten wir in der Ferne die Umrisse der Festung Dschellalabad, welche an einem kleinen See gelegen und von einem dichten Gehölze umgeben war, der letzte feste Punkt vor Luthnau, der sich noch in den Händen der Engländer befand, vertheidigt durch eine Abtheilung der Besatzung von Allumbág. Als wir näher kamen, sahen wir die Bajonnete über die Mauern hervorragen und im Mondlichte glänzen, und von den Zinnen des höchsten Thurmes winkte uns die englische Fahne ihr Willkommen zu. — Ich kann nicht sagen, daß das Aussehen dieser Festung danach war, einen muthigen Feind zurückzuschrecken, im Gegentheil, sie schien ihn eher zum Sturme aufzufordern, wenn auch nur, um ihn von der Wahrheit des Sages zu überzeugen, daß man Dinge nicht bloß nach ihrer Außenseite beurtheilen dürfe. Die Hindu hatten mehrfach versucht, diese Festung zu erstürmen, aber innerhalb derselben befand sich ein Held — General James Outram — der aus dem Grunde verstand, sich den Feind vom Leibe zu halten, und ihn sein gewagtes Spiel theuer bezahlen ließ. Wir sahen die zerbro-



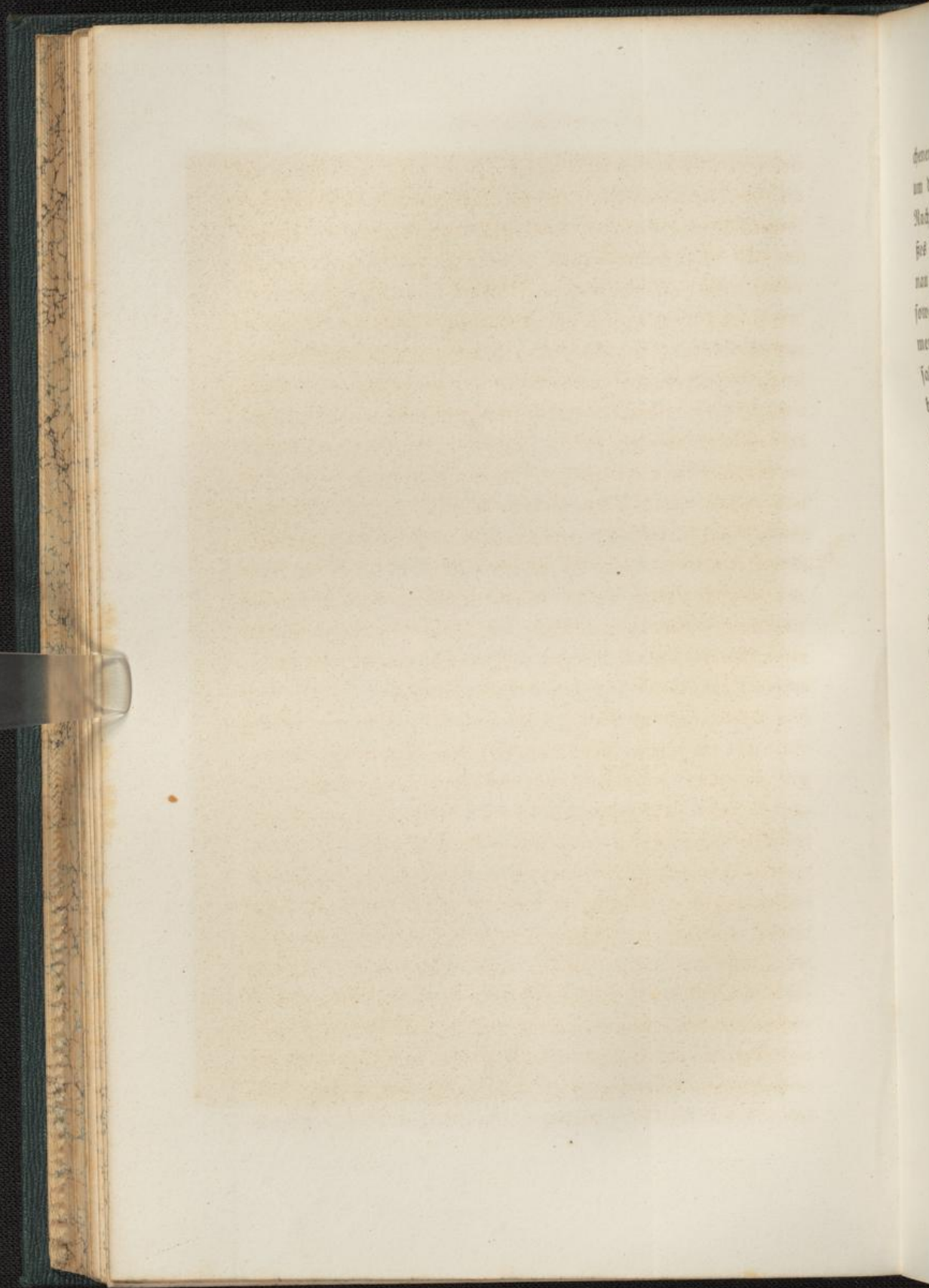


Lith. v. Ulrichs. Gerh.

*Ausbruch aus dem Lager zur Nachtzeit.*

... Mit. -  
... zugehen von  
... über den  
... dem Feld  
... auf. -  
... r. E. v. d. e.  
  
... th. d. r. a. b.  
... in Sir  
... r. a. n. e.  
... e. l. e. g.  
... l. a.  
... t. e. n.  
... n. o. c.  
... e. l. u. n. g.  
... w. i. d. i. e.  
... l. a. n. z. e. n.  
... g. l. i. c. h.  
... A. u. s.  
... r. e. c. k. e. n.  
... w. e. n. n.  
... d. a. ß.  
... D. i. e.  
... i. n.  
... u. n. d.  
... r. e. b. r. e.





den  
un  
Nab  
ist  
na  
fwe  
men  
Joh  
be  
f  
z  
f  
a  
S  
n



chenen Sturmleitern der Sipoy's, welche sie dort hingetragen hatten, um den Platz zu stürmen, und die Skelette ihrer dabei Gefallenen. Nachdem wir Dschellalabad im Rücken hatten, zogen wir über ein großes Feld, eine Zuckerpflanzung, von wo aus wir in der Ferne Lufhnau entdeckten. Sobald wir dasselbe erblickt hatten, machten wir Halt, sowohl um die Colonnen zu ordnen, als auch weil wir unter den Bäumen und in dem hohen Grase weiße Gestalten und Turbane schimmern sahen — ein deutlicher Beweis, daß der Feind in der Nähe war. Dieser berittene Trupp gehörte zu den Feldwachen von Lufhnau und zog sich bei unserer Annäherung zurück. Zum Rasten war keine Zeit, obgleich der Marsch durch die ungebahnten Wege, die wir einschlugen, bedeutend erschwert wurde. Besonders für die Artillerie war es sehr hindernd, daß sie über Mauern und Zäune, durch Moräste und gefährliche Hohlwege vorwärts mußte. Es war mir unerklärlich, daß uns der Feind auch jetzt nicht angriff, da wir, gänzlich erschöpft, nur einen schwachen Widerstand hätten leisten können. Er ließ uns statt dessen friedlich weiter ziehen, sodaß wir uns nach einem 24stündigen Marsche am folgenden Mittag in der Nähe von Lufhnau befanden.

Von außen und innen mit Staub bedeckt, hungernd und vor Mattigkeit schwankend, suchten wir, in Ermangelung der Zelte, anderweitigen Schutz vor der Sonne und warfen uns auf die Erde, in Erwartung dessen, was da kommen sollte. Kaum hatte ich einen schattigen Platz eingenommen, als Lieutenant Vaughan zu mir kam und mir den Befehl erteilte, sofort Capitain Peel aufzusuchen, um ihn von unserer Ankunft in Kenntniß zu setzen und um Verhaltensbefehle zu bitten. Im Nu saß ich im Sattel; wohin ich mich aber wenden sollte, wußte mein Vorgesetzter ebensowenig, als ich selbst. Da machte ein Kanonenschuß meiner Ungewißheit ein Ende; ich wußte, daß ich Capitain Peel am sichersten da finden würde, wo mit feindlichen Kugeln bedient wurde, und sprengte in vollem Galopp nach der Gegend, von welcher ich die Kanonade gehört hatte. Kaum hatte ich eine Strecke von 700 bis 1000 Ellen zurückgelegt, als ich Gewehrkugeln um mich



her pfeifen hörte. Bald darauf begegnete mir ein Officier, der mir rieth, den Rest des Weges zu Fuße zurück zu legen, falls ich mein Ziel lebend zu erreichen wünsche. Ich dankte für Rath und Aufklärung, blieb aber dennoch im Sattel, da ich über ein weites Feld mußte und der Meinung war, daß ich um so sicherer vor den Kugeln sei, je rascher ich darüber hin flöge. Schon hatte ich im Hintergrunde einige verfallene Mauern entdeckt, hinter welchen Capitain Peel's Batterien, die ein heftiges Feuer unterhielten, aufgefahren waren. Auch der Feind richtete auf diesen Punkt seine Kugeln, von denen eine so dicht bei mir vorüber flog, daß sie, wenn ich nur eine Elle weiter vorwärts gewesen wäre, meiner Theilnahme am indischen Kriege ein plögliches Ende gemacht haben würde. Nun erblickte ich auch Capitain Peel, als er eben Befehle an die Mannschaft ertheilte. Sobald er meiner ansichtig wurde, winkte er mir, abzustiegen. Ich schwang mich aus dem Sattel, führte mein Pferd am Zügel und trat heran, um meine Meldung zu machen. Capitain Peel warf mir scherzend meine Verwegenheit vor, so „auf den Kugeln des Feindes zu reiten,“ wie er sich ausdrückte; aber ein solcher Vorwurf aus seinem Munde hatte für mich den schönsten Klang. — Bald war ich wieder auf dem Wege und erreichte nach scharfem Ritze unverlezt unsere Brigade.

Da es nicht meine Aufgabe ist, eine Geographie zu schreiben, will ich mich damit begnügen, über Lakhnau, die Hauptstadt des Königreiches Aude, nur zu erwähnen, daß sie an dem Flusse Gämü, über welchen zwei Brücken führen, liegt und gegen eine Million Einwohner hat. Genanntes Königreich wurde im Jahre 1856 dem englischen Reiche einverleibt und ist einer der herrlichsten Edelsteine in der britisch-indischen Krone. Was die Stadt Lakhnau betrifft, so möchte ich sie, gleich einem anderen Fremden, welcher Indien besuchte, in drei Theile theilen: in die Altstadt, mit ihren engen, dunklen Gassen, ihren alterthümlichen Gebäuden, prachtvollen Moscheen und mit dem Perlenpalast Moti-Mahal, der wegen seiner Handschriftensammlung weltbekannt ist, u. s. w.; ferner in die Neustadt, südöstlich vom Gämü,



in europäischem Style gebaut, mit dem königlichen Lustschlosse Sara Baksch, mit reizenden Gärten und wild-romantischen Parkanlagen; — und endlich in die dritte Stadt, nördlich vom Gümü, welche hauptsächlich aus Palästen, Moscheen und anderen, den Priestern gehörenden Gebäuden besteht. Hier liegt auch das englische Residenzschloß, in das sich die Engländer beim Ausbruche des Aufruhrs zurückzogen. Bei unserer Ankunft vor dieser Stadt, der man nicht mit Unrecht den Namen des indischen Athens gegeben hat, herrschte daselbst mit eisernem Scepter ein launenhaftes, schlaues und rachsüchtiges Weib, deren Durst nach britishem Blute nicht mit einem Weltmeere zu löschen war. Sie hieß Huzrut Mahul, war Wittve und die Mutter des 14jährigen Königs von Aude; sie regierte im Namen ihres Sohnes und wurde darin durch ihren Vertrauten Mummä-Khan unterstützt. Zum Anführer der Aufständischen hatten sie gemeinschaftlich einen muhamedanischen Priester Namens Moulvie gewählt, einen glühenden Glaubenseiferer, der den Hoffnungen, die man auf seine Grausamkeit setzte, vollkommen entsprach, nicht allein aus Haß gegen die Christen, sondern auch getrieben von dem Plane, dereinst selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Dicht vor der Stadt lag ein prächtiges Schloß, welches die königliche Familie als Sommerresidenz benutzte und den dichterischen Namen Dil-Khuscha oder „Herzenslust“ führte. Seine großartigen Parkanlagen waren niedergehauen, um die Schußlinien für die Artillerie zu öffnen; die Gärten waren in Gräben und Wälle und die Häuser in Casernen umgewandelt worden. Zwischen diesem Schlosse und der Stadt lag das sogenannte Constantia oder die Martiniere.

Um dem Leser eine möglichst klare Vorstellung von den blutigen Auftritten zu geben, die nun dicht aufeinander folgten und dem Falle von Lufhnau vorausgingen, und um zu zeigen, wie wir jeden Zoll des Bodens erkämpfen und mit unserem Blute tränken mußten, ehe wir Besitz von dieser Stadt nehmen konnten, lasse ich hier einige Blätter



aus meinem Tagebuche folgen, in welchem die täglichen Unternehmungen gegen den Feind aufgezeichnet sind.

Den 4. März. Nachdem unsere Truppen von verschiedenen Richtungen her aufmarschirt waren und ihre Stellungen eingenommen hatten, wurden in Eile einige Angriffscolonnen gebildet, um Dil-Khuscha sogleich zu stürmen. Dieser Punkt war von der größten Wichtigkeit für uns, da er einen Theil des Flusses beherrschte und unsere eigene Sicherheit es erforderte, die Befestigungsarbeiten daselbst zu unterbrechen. Mit einem lauten »England for ever!« rückten unsere Colonnen vor; sie wurden von einem heftigen Kugelregen empfangen, aber nach wenigen Stunden wehte die englische Fahne auf der Zinne von Dil-Khuscha. Das Schloß war durch einen Handstreich genommen worden. Der Feind hatte es sich nicht träumen lassen, daß es einer Armee nach einem so angreifenden Marsche in brennender Sonnenhitze einfallen könne, sofort einen besetzten Platz zu stürmen, ehe sie weder etwas geruht, noch Erfrischungen zu sich genommen hatte. Hierauf wurden unsere Kanonen bei Dil-Khuscha aufgefahret und auf die erste verschanzte Linie des Feindes gerichtet. Zwischen uns und der Stadt befand sich ein breiter Canal, an welchem wir Brustwehren für einige unserer Batterien aufwarfen; das schwere Geschütz wurde an das Ufer des Gümkt hinunter gebracht, welcher an der Stadt vorbei fließt. Es galt, das Feuer der Martinière zum Schweigen zu bringen, welches stark mit Kanonen besetzt und von ebenfalls stark bewaffneten Erdwällen und im Zickzack angelegten Laufgräben umgeben war, von denen ein wohl unterhaltenes Gewehrfeuer prasselte. Kaum war das Feuer von beiden Seiten eröffnet, als eine Kanonenkugel in unsere Batterie schlug, einem Matrosen die Lende wegriß und einem anderen den Kopf zerschmetterte, sodaß das Gehirn auf die Lafette meiner Kanone spritzte.

Von dem platten Dache Dil-Khuscha's hatte man die herrlichste Aussicht über Luthnau. Da das Schloß aber von mehreren Generalen mit ihrem Stabe bewohnt war, und man dasselbe schon



wollte, um es später zum Lazareth einzurichten, wurde es nicht einem Jeden gestattet, auf das Dach zu gehen und seine Neugierde zu befriedigen, weil der Feind, falls er mehrere Personen daselbst bemerkte, sogleich einige Kugeln dahin gesandt haben würde und leicht das Gebäude hätte in Brand schießen können. Es flogen ohnehin schon einige Bomben im Bogen über den Palast, die in der Nähe unseres Lagers niederschlugen und zerplakten, sodaß daselbe weiter zurück verlegt werden mußte.

Den 5. März. Unsere Ingenieure erhielten Befehl, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, während die Batterie, in welcher ich den Dienst versah, die Aufgabe hatte, das Geschütz der Martinière zu demontiren, das die Brücke bestrich, um den Bau derselben unter dem heftigen Kugelregen unmöglich zu machen. Unser Bemühen wurde von dem schönsten Erfolge gekrönt, wobei ich aber fast von einer Kugel getroffen worden wäre, die zu meinen Füßen niederschlug und mich über und über mit Sand bedeckte.

Nachdem ich frei vom Dienste war, begab ich mich nach Dilkhuscha, um auf das Dach zu steigen, da ich noch nicht wußte, daß dies verboten sei. Ich wollte eben in das Haus hineingehen, als der Posten vortrat, um mich daran zu hindern; zu gleicher Zeit nahte auch General Adrian Hope. Er schien meine Verlegenheit zu bemerken, von ihm in einem Augenblicke angetroffen zu werden, in welchem ich im Begriffe stand, obwohl unbewußt, gegen den Befehl zu handeln, grüßte mich freundlich und sagte: „Kommen Sie mit mir; ich gehe gerade hinauf, um mit Sir Colin zu sprechen; Sie werden eine entzückende Aussicht finden und können zugleich sehen, was der Feind drüben treibt.“ — Ich folgte meinen vornehmen Begleiter, und in wenig Augenblicken stand ich auf der ersehnten Stelle, dem platten Dache, wo mehrere hohe Officiere versammelt waren. Hier sah ich auch zum ersten Male Herrn Russell, den Correspondenten der Times, welcher vor kurzem in Indien angekommen war, um das genannte Blatt mit den neuesten Nachrichten vom Kriegeschauplatz zu versorgen.

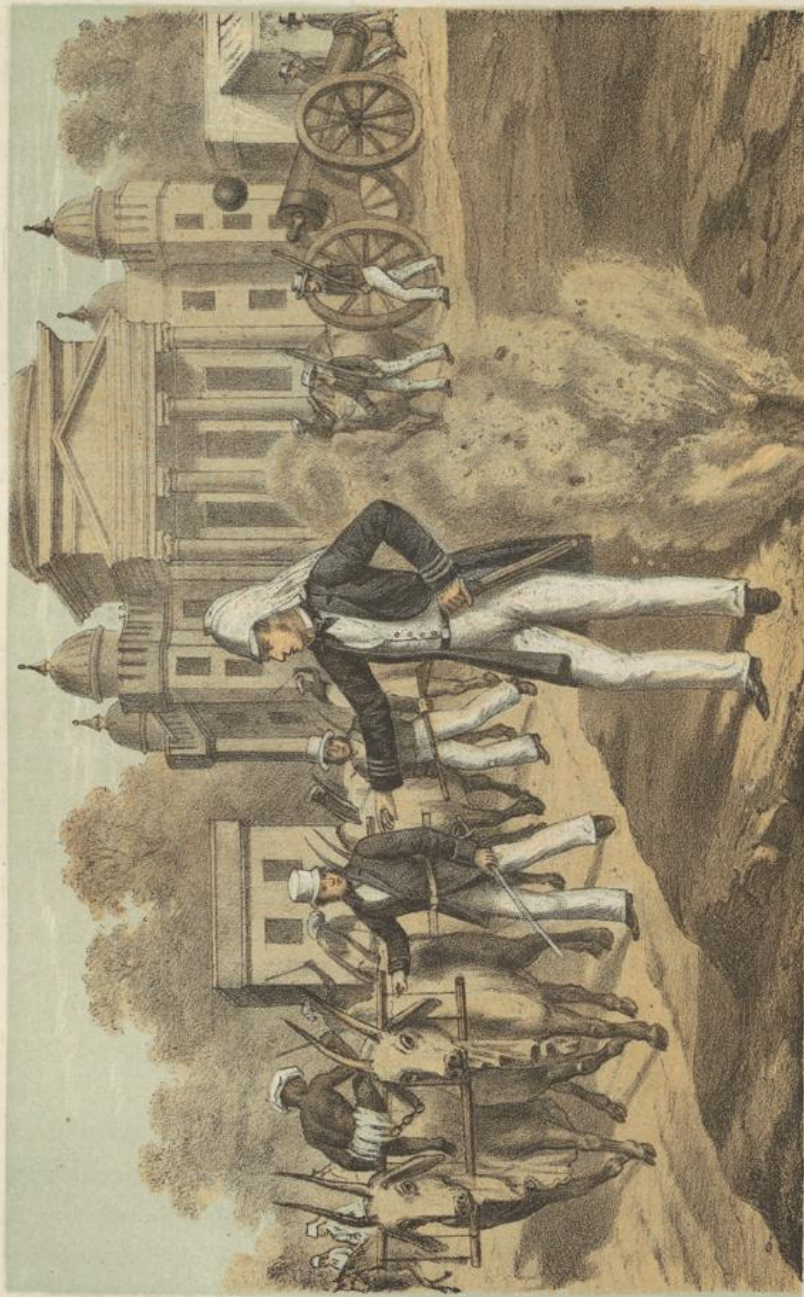


Ich würde vergeblich versuchen, das Rundbild zu malen, welches sich hier meinen Augen darbot. Ein entzückender Palast nach dem anderen fesselte meine Blicke. Hingerissen von so viel Schönheit und geblendet von einer nie geahneten Pracht, frug ich mich unwillkürlich, ob dies Traum und Täuschung oder lebende Wirklichkeit sei? Die Antwort blieb nicht aus; aber sie offenbarte sich nicht in Worten, sondern in Sonnenstrahlen, die sich in allen Farben des Regenbogens brachen, und in Naturwundern, die wie die lieblichste Dichtung zu uns redeten! — Warum sind doch die Menschen hier so unglücklich? Sie leben in einem Paradiese und scheinen nicht zu ahnen, welche unerschöpfliche Reichthümer die Natur mit verschwenderischer Hand über dasselbe ausgestreut hat! Ist dies eine abermalige Bestätigung der Wahrheit, daß der Mensch, je mehr er schon in der Wiege mit Reichthümern gesegnet wird, desto weniger den Werth derselben kennt und sie zum Nutzen der Mitwelt anzuwenden und zu verwerthen weiß?

Man würde ganze Bände füllen können mit der Beschreibung Luthnau's und der morgenländischen Pracht, welche daselbst herrscht, dergleichen man in der sogenannten gesitteten Welt nicht mehr findet. Ich überlasse dies jedoch einer geschickteren Feder und begnüge mich damit, die Gegenstände anzuführen, welche meine Aufmerksamkeit durch ihre auffallenden oder lustigen Formen oder ihren eigenthümlichen Charakter am meisten in Anspruch nahmen.

Dil-Rhuscha zunächst liegt das schon erwähnte Constantia oder die Martinière, ein prachtvolles Schloß, dessen Dächer und Wände mit Menschen- und Thiergestalten, welche der indischen Götterlehre entlehnt zu sein scheinen, geschmückt sind. Der Palast ist von einem französischen Abenteurer, Claude Martin, gebaut, der als gemeiner Soldat nach Luthnau kam, aber, nachdem er ungeheuere Reichthümer gesammelt hatte, als Generalmajor starb. Aus einem vor dem Schlosse befindlichen Wassergraben erhebt sich ein Denkmal, dessen Inschrift bezeugt, daß der Staub des ersten Besitzers darunter ruht. Hinter der Martinière lagen zu beiden Seiten sehr sorgfältig gebaute und stark bewaffnete





Lith. v. Ulrichs Berlin.

*Ein W. P. lässt seine Kammeren bei D. L. Khuschak auffahren.*







Schanzen. Dil-Khuscha gegenüber, etwas zur Linken, führt ein steiler Pfad nach einem zweistöckigen Hause, Bank's Bungalow, hinunter, welches mit der eigentlichen ersten Befestigungslinie in gleicher Richtung liegt. Etwas hinter demselben befindet sich das stark besetzte Begum's Kothie oder der Palast der Königin, hinter welchem man das kleine Imaum-Barah und eine Menge vergoldeter Dome und Thürme, Minarets und stattlicher Privathäuser mit Arcaden und Verandas sieht. Links von diesem Stadttheile liegt der Kaiserbäg; hinter demselben an der rechten Seite Lora-Kothie und an der linken das Residenzgebäude, Ghuttur Munzil, Moti-Mahal, das große Imaum-Barah, und diesem gegenüber die Badschabäg u. s. w., alles wahre Prachtgebäude.

Als ich von meinem hohen Standpunkte in die feindlichen Laufgräben hinablickte, sah ich die weißen Turbane in steter Bewegung, während hier und da ein Lauf über die Mauer erhoben und auf die Unseren angelegt wurde, welche sich auf der zwischen Dil-Khuscha und den Laufgräben gelegenen Ebene zu weit hinaus wagten. Unter diesen entdeckten wir auch Sir William Peel, welcher die Kugeln gar nicht zu bemerken schien, sondern ruhig den Platz für seine Batterie bezeichnete. Als er bald darauf zu uns kam, machte ihm Jemand Vorwürfe darüber, daß er sich so leichtsinniger und unnützer Weise der Gefahr aussetzte. Capitain Peel entgegnete ruhig: „Die Gewehre der Feinde tragen nicht weiter als 400 Yards; da ich mich aber in einer Entfernung von 500 Yards hielt, war ich außer dem Bereiche ihrer Kugeln.“ — Wir machten aber alsbald die Erfahrung, daß er sich in seiner Berechnung geirrt hatte. Sobald der Feind uns bemerkte, beehrte er uns mit Kanonen- und Gewehrkugeln, von denen mehrere in die Fenster des Gebäudes einschlugen.

Den 6. März. Als ich heute den Dienst in der Batterie hatte, rief es plötzlich von allen Seiten: „Da kommen sie aus der Stadt und wollen uns besuchen! Schnell zu den Kanonen!“ Ich eilte, die Ursache dieser Ausrufungen zu ergründen, die von Mund zu Mund flogen und überall Unruhe und Bewegung hervorbrachten, und sah einen Zug sich



aus der Stadt bewegen, an dessen Spitze sich ein Mann in prunkendem Gewande auf einem reich geschmückten Elephanten befand. Er war umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft und einer berittenen Schutzwache, die unter dem Befehle eines Anführers mit grünem Turban und in goldgestickter Uniform zu stehen schien. Die Reiter schwangen ihre Säbel unaufhörlich in der Luft; wir hielten dies für eine Herausforderung, beantworteten dieselbe mit unseren Kanonen und empfahlen unserer Feldwache, die hohen Gäste mit einem warmen Festessen zu empfangen. Gesagt, gethan! — Sobald aber die ersten Schüsse frachten, verschwand die feierliche, gemessene Haltung des prächtigen Zuges; die Säbel flogen in die Scheiden, die Pferde wurden herumgeworfen und zur Eile angetrieben, und Hals über Kopf sprengte Alles dem Thore zu, ohne sich um die Unglücklichen zu kümmern, die, von unseren Kugeln getroffen, sich verstümmelt auf dem Boden wälzten.

Die Brückenarbeiten wurden an diesem Tage beendet, das Feuer aber auf beiden Seiten mit Lebhaftigkeit unterhalten. Der Feind führte immer frisches Geschütz vor, von welchem jedoch vieles durch unsere schweren Kanonen demontirt wurde. Wir hatten heute mehrere Todte zu beklagen und außerdem eine nicht unbedeutende Anzahl Vieh eingebüßt. Ein Kameel wurde, dicht neben mir, von einer Kanonenkugel zu Boden gestreckt; es war schwer verwundet und stieß ein klägliches Geschrei aus, weshalb ich seinen Leiden mit einem Pistolenschusse ein Ende machte.

Am 7. März ging General Dutram Morgens 4 Uhr mit einem Corps von 4000 Mann aller Waffengattungen über den Gümti. Er machte einen Umweg, um nicht in den Bereich der Batterien der Martinière zu kommen. Kaum war der Uebergang bewerkstelligt, als wir von Cavalerie und Infanterie angegriffen wurden. Die englischen Soldaten bildeten eine undurchdringliche Mauer und empfingen die Stürmenden mit Gewehrsalven, während die Artillerie ihre Flanken beschosß. Die Glieder der Feinde wurden zersprengt; sie versuchten mehrmals, sich wieder zu sammeln, da dies aber mißglückte, entschlossen sie sich zum



Rückzuge. Kaum hatten sie denselben angetreten, als das 2. Dragonerregiment wie ein Sturmwind über sie kam und große Verheerungen unter den Fliehenden anrichtete. Der Anführer desselben, Major Percy Smith, fiel leider gleich zu Anfang des Angriffes, und ungewöhnlich viele Reiter wurden aus dem Sattel geworfen und küßten ihre Pferde ein. General Dutram schlug nun sein Lager auf dem Plage auf, den er mit einer so glänzenden Waffenthat eingeweiht hatte, und zwar so, daß er die Befestigungslinien flankiren (von der Seite bestreichen) konnte, während wir mit der Hauptarmee die Fronte beschäftigten. Wir versuchten wiederholt, die Leiche des Major Smith in unsere Hände zu bekommen, doch vergebens; am folgenden Tage fanden wir den Rumpf ohne Kopf, welcher wahrscheinlich als Siegeszeichen mit fortgeschleppt worden war.

Heute wurde ein kleines Mädchen — Miß Orr — von einem Eingeborenen zu uns in das Lager gebracht. Der Hindu hatte die Kleine während des Blutbades gerettet, sie verborgen und wie sein eigenes Kind gepflegt. Er machte außerdem die Mittheilung, daß er noch zwei englische Damen verborgen halte, die er jedoch, um kein Aufsehen zu erregen, noch nicht habe mitbringen können. Es versteht sich von selbst, daß dieser Mann nach Verdienst belohnt wurde.

Den 8. März. Die Kanonade war von beiden Seiten heftiger und hartnäckiger. General Dutram befahl seiner Artillerie, mit der Beschießung zu beginnen und dabei die Befestigungslinien, sowie den Kaiserbäg zu flankiren. Ich ging mit einigen Kameraden nach der Matinière zu, um zu recognosciren; wir waren noch nicht sehr weit gekommen, als wir in einem bis dahin unbemerkten, sich lang hinziehenden Laufgraben eine Menge weißer Turbane entdeckten, weshalb wir es für das Vernünftigste hielten, uns zurück zu ziehen. Das war aber gegen die Berechnung des Feindes, welcher wahrscheinlich nur sein Pulver gespart hatte, um uns besser vor die Büchsen zu bekommen. Nun sandte er uns Kugel auf Kugel nach, von denen aber glücklicher Weise keine ihr Ziel erreichte.



Den 9. März traf General Franks mit seinem Armeecorps und mit der Nachricht ein, daß Dschung-Bahadur mit seinen Garkhas in der Nähe von Lufhnau stände. Wir hatten am Morgen Befehl erhalten, die Martiniere zu stürmen. Die Nacht war dazu angewandt worden, die Stellung unserer 68-Pfünder so zu ändern, daß wir mit Tagesanbruch anfangen konnten, die Außenwerke zu beschießen, welche dies Gebäude umgaben. Kaum graute der Tag, als das Feuer begann. Zuerst wurden einige Raketen und gefüllte Bomben geworfen, und nachdem dieselben mit der berechneten Wirkung niedergeschlagen waren und an mehreren Stellen gezündet hatten, kamen die Kanonengugeln an die Reihe. Es brach ein Feuerregen über die Martiniere ein, wie einst über Sodom. Jetzt erschien General Rapiet und bezeichnete uns die Stelle, wo er Bresche geschossen wünsche, um den Sturm zu unternehmen. Die Mauer war sehr dick, von Sand und durch Cement zusammengefügt großen Steinen erbaut, welches Gemisch mit der Zeit hart wie Granit geworden war; aber trotz dieser Schwierigkeit erreichten wir, was wir wollten. Als die Hindu unsere Absicht erkannten, stellten sie an den anderen Orten das Feuer ein und vereinigten ihre ganze Kraft, um das unsrige zum Schweigen zu bringen. Weder Zeit noch Bodenbeschaffenheit hatten erlaubt, für gehörige Deckung unserer Batterien zu sorgen, sodaß die unermülichen Bemühungen des Feindes uns vielen Schaden und Verdruß verursachten, besonders da seine Kugeln unsere Ochsen und Kameele am besten zu finden wußten. Zu unserem Glück hatten wir es mit einem Gegner zu thun, der die Entfernungen nicht zu berechnen wußte, weshalb seine gefüllten Bomben, anstatt zwischen uns, in der Nähe der weit hinter uns liegenden Dienerschaft, die mit der Pflege und Aufsicht des Viehes beschäftigt war, einschlugen und plagten.

Während wir uns bemühten, Bresche zu schießen, ging Capitain Peel kaltblütig bei der Batterie auf und nieder, um die Wirkung unserer Schüsse zu beobachten. Bisweilen wagte er sich soweit hinaus, daß wir fürchteten, er möge von einer der Gewehrkugeln getroffen



werden, welche aus einem Laufgraben unmittelbar auf ihn abgeschossen wurden. Ich sah sogar, wie eine Kanonenkugel so dicht vor ihm niederschlug, daß seine weiße Kopsbedeckung ganz mit Sand überschüttet wurde. Ihn kümmerte es nicht, — aber bald sollte unsere trübe Ahnung sich erfüllen.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, die oberste Steinschicht der Mauer zum Weichen zu bringen, bohrten sich einige größere Kugeln in die Fugen, so daß die Steine zersprangen und herausfielen. Diese glücklichen Schüsse wurden mit lautem Hurrah begrüßt. — Capitain Peel, der mit diesem Erfolge nicht weniger zufrieden war, kehrte nun um und war eben im Begriffe, in die Batterie zu gehen, um einige Befehle zu ertheilen, als er von einer Gewehrkugel in die rechte Lende getroffen wurde und zu unserer Aller Entsetzen und Verzweiflung schwankte und niedersank. Die zunächst Stehenden eilten hinzu, um ihm aufzuhelfen, da er selbst unvermögend dazu war. Er rief einem der Matrosen zu: „Zieht mir die Uniform aus und gebt mir Euer blaues Hemd, damit der Feind nicht die Freude hat, zu sehen, daß ein Officier verwundet worden ist!“ — In dieser Kleidung wurde er unter heftigem Kugelregen nach Dil-Khuscha gebracht, wo die Aerzte nach Untersuchung der Wunde versicherten, daß wir unseren verehrten Befehlshaber nach 6 Wochen wieder in unserer Mitte sehen würden. Aber — der Arzt denkt, Gott lenkt! —

Nachmittags 2 Uhr war die Bresche geschossen, und unsere Batterien schwiegen. Kaum war ihr Donner verhallt, als das laute „Vorwärts! Vorwärts!“ der anrückenden Sturmcolonnen ertönte. An ihrer Spitze schritt ein stolzes Regiment Hochländer, dem ein einheimisches vom Pandschab folgte; diese Vorhut, welche, unterstützt durch das 38., 53., 90. und 93. Regiment, das ebenfalls aus Hochländern bestand, die festen Stellungen durchbrechen und diesen nachfolgenden Kerntruppen den Weg bahnen sollte, durfte nur das Bajonnet gebrauchen. In kurzer Zeit hatten unsere Krieger sich den Weg durch die Bresche und durch die innerhalb derselben aufgestellten Vertheidiger



erzwingen, welche erschreckt die Flucht ergriffen und sich vor den englischen Bajonetten zu retten suchten, die schon, roth vom Blute der Hindu, rauchten. — Nachdem die Colonnen geordnet und die Anweisungen ertheilt waren, wurde Kette gebildet, um sich in dieser wegen ihrer Ausdehnung hier besonders passenden Schlachtordnung den Mauern bis auf 50 bis 80 Schritte zu nähern, wo sich auf ein gegebenes Zeichen die Reihen schließen und den Sturm beginnen sollten. Während diese Bewegung ausgeführt wurde, drängten wir unser Feuer auf gewisse Punkte der Martinière zusammen, nicht sowohl, um damit Schaden anzurichten, als vielmehr, um die Aufmerksamkeit des Feindes von diesem Vorspiele des Sturmes abzulenken. Diesmal ließen die Hindu sich aber nicht irre machen. Sie ahneten, daß es heiß hergehen würde, und singen an, sich aus den Laufgräben zurückzuziehen, ohne ein Gewehr abzufeuern. Die Sikhs und Hochländer wetteiferten mit einander, zuerst durch die Bresche einzudringen, und als dies gelungen war, erhob sich von allen Seiten der Ruf: „kein Pardon!“ In wenigen Stunden war die Martinière nach wildem Kampfe und vielem Blutvergießen in unseren Händen.

Erst als unsere Sturmcolonnen sich in Bewegung setzten, hatten die Batterien auf Bank's Bungalow ihr Feuer eröffnet. Sie schossen über unsere Truppen weg, richteten aber große Verheerung unter unseren Dhoolie-Trägern an, welche den Regimentern in einiger Entfernung folgten. Wir schafften von unseren schweren Geschützen einige in die eben eroberten Gebäude, um diese Feuerschlünde zu demontiren. Während der Nacht machte der Feind einen Ausfall, um die verlorene Stellung wieder zu nehmen, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen.

Den 10. März eröffneten wir früh Morgens das Feuer auf die erste Befestigungslinie des Feindes, warfen einige Bomben und Granaten in Bank's Bungalow und die umliegenden Plätze, während eine andere Batterie Bresche in die Mauern schoß, die dies Gebäude umgaben. Dasselbe wurde mit Sturm genommen, und hiermit waren wir Herren der ganzen ersten Befestigungslinie — ein großer Vortheil,



den wir hauptsächlich der klugen Taktik des Generals Outram verdankten, welcher den Feind zu gleicher Zeit in der Flanke angegriffen hatte.

In einem Hause jenseits des Flusses, Ischutterwollah-Kothie genannt, vertheidigte sich ein Trupp Sipohs mit einem Muthe und einer Todesverachtung, die die größte Anerkennung und Bewunderung selbst des Feindes erregen mußten. Sie schlugen einen Angriff der Unserer nach dem Anderen, obwohl mit großem Verluste, zurück. Auch wir hatten viele Todte und unter ihnen einen Officier der Sikhs; deshalb zogen sich diese zurück und gaben alle Hoffnung auf, das Haus erobern zu können. Es wurde daher beschlossen, dasselbe sammt der Besatzung gehörig mit Kanonenkugeln zu bedienen, und nachdem es so in einen Schutthausen verwandelt worden war, stürzten die Sikhs hinein, um zu morden, was sie noch am Leben fanden. Das letzte Opfer schleppeten sie lebendig heraus und warfen es zu Boden; unter wildem Geheul wurden ihm Hände und Füße mit dem Bajonnet durchstoßen und das Fleisch von den Knochen gerissen. Dann zündeten sie ein Feuer an, um den Unglücklichen bei langsamer Gluth zu verbrennen. Es gelang ihm, sich loszureißen und halbverbrannt einige Schritte fortzuschleppen; doch nach wenigen Minuten wurde er ergriffen und in die Flammen geworfen. — Und bei dieser Greuelszene waren mehrere englische Officiere gegenwärtig! — Sie entschuldigeten sich damit, daß sie der Wuth der Sikhs keinen Einhalt zu thun vermocht hätten, welche den Tod eines geliebten Führers rächen wollten.